

Der Entdecker der Langsamkeit

Zum 80. Geburtstag des Schriftstellers Sten Nadolny am 29. Juli ein kurzes Porträt

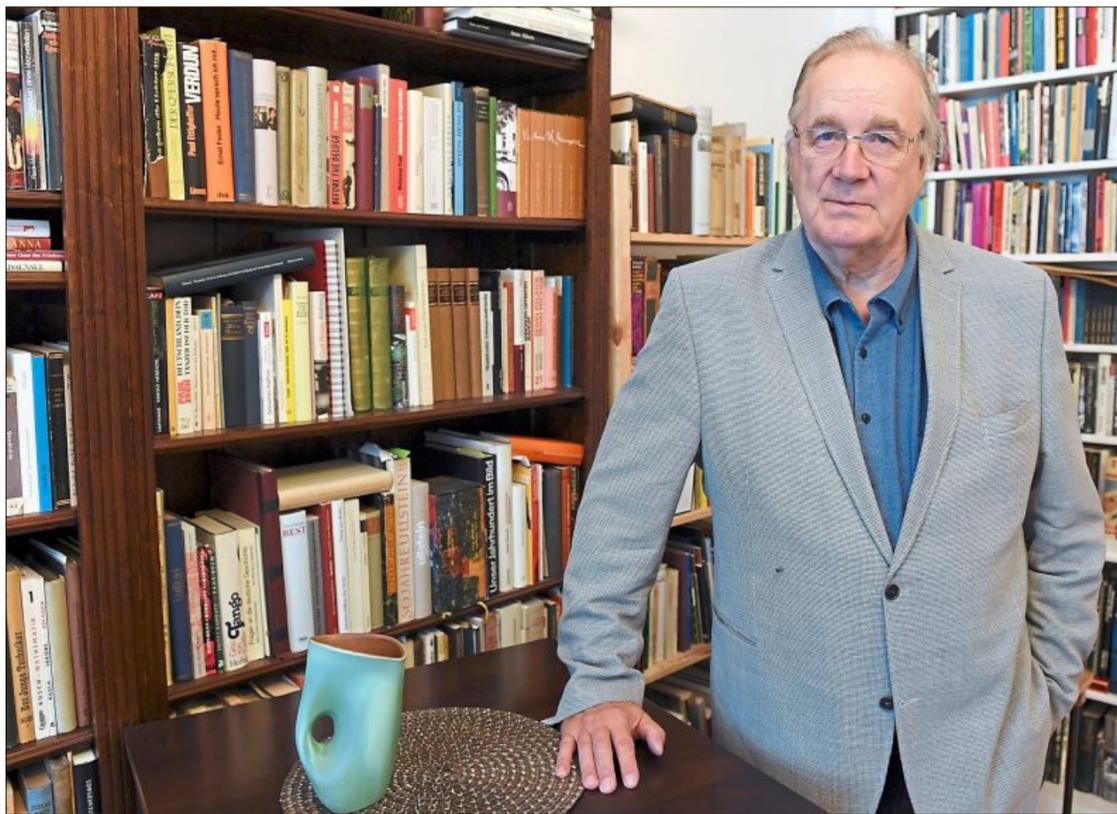
Von Peter Mohr

Zum Älterwerden gehört, dass ich schwerhörig bin und schon deswegen – auch mit Hörhilfen – weniger mitbekomme. Und vermöge meiner vielen Lebensjahre kommen mir auch einige Merkwürdigkeiten nicht mehr so merkwürdig vor“, hatte der Schriftsteller Sten Nadolny 2018 in einem „Welt“-Interview erklärt.

Dabei wimmelte es in seinem letzten Roman „Das Glück des Zauberers“ (2017) von Merkwürdigkeiten. Der Zauberer Pahroc, ein uralter, leicht verschrobener Mann, schreibt darin seiner Enkelin Mathilda Briefe. Er ist überzeugt, dass auch sie zaubern kann und gibt ihr Tipps. Aber die insgesamt zwölf Briefe bieten auch einen manchmal etwas skurrilen Rückblick auf das 20. Jahrhundert. Pahroc, der Zauberer, hat viel zu erzählen, schließlich lässt Nadolny ihn 111 Jahre alt werden.

Auf eine ähnlich merkwürdige Zeitreise hat Nadolny auch Rudolf Weitling geschickt, die Hauptfigur seines Romans „Weitlings Sommerfrische“ (2012). Beim Segeln auf dem Chiemsee wird Weitling von einem Blitz getroffen und dadurch zurückversetzt ins Jahr 1958. Durch diesen Kunstgriff mutiert die Hauptfigur zum Beobachter der eigenen Jugend. Ein zweiter Unfall bringt ihn wieder zurück in die Gegenwart, allerdings ist aus dem Richter dann ein Schriftsteller geworden.

Sten Nadolny ist schon immer ein liebenswerter Außenseiter gewesen. Als literarischer „Spätentwickler“ betrat er erst mit 37 Jahren nach einigen Umwegen die große literarische Bühne, und seine Plädoyers für die Langsamkeit, für das genaue Beobachten, seine Affinität zum Müßiggang und sein bisweilen ausschweifende Erzählstil stellten sich stets quer zum Zeitgeist. „Literatur soll auf jeden Fall das Tempo des Alltags nicht mitmachen und irgendeine Art von literarischem Fast Food zu liefern versuchen“, hatte Nadolny 2007 in einem Interview erklärt.



Der Schriftsteller Sten Nadolny lebt halb in Berlin und halb am Chiemsee.

Foto: Maurizio Gambarini / dpa

Obwohl er am 29. Juli 1942 im brandenburgischen Zehdenick (50 Kilometer nördlich von Berlin) als Sohn des Schriftstellerpaars Isabella und Burkhard Nadolny geboren wurde, war Sten Nadolnys Weg zur Literatur äußerst kurvenreich. Nach seiner Promotion bei Thomas Nipperdey zum Thema „Abrüstungsdiplomatie“ arbeitete er zunächst als Lehrer und Taxifahrer, ehe er dann als Aufnahmeleiter den Weg zum Film fand. Als er ein Stipendium für ein Drehbuch-Exposé erhielt, war dies nicht der Beginn einer Karriere beim Film, sondern der Start zu seiner literarischen Laufbahn. Der Film wurde nie realisiert, und aus dem Drehbuch entstand später der Romanerzählung „Netzkarte“ (1981), in dessen Mittelpunkt der bahnreisende Studienreferendar Ole Reuter steht.

Kurz vor der Veröffentlichung dieses Romans hatte Nadolny, der

heute abwechselnd in Berlin und am Chiemsee lebt, als völlig unbekannter Autor den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen – für den Vortrag des fünften Kapitels seines 1983 erschienenen und später mehr als 1,5 Millionen Mal verkauften Bestsellers „Die Entdeckung der Langsamkeit“. Nadolny sorgte nicht nur durch seinen Text über den britischen Offizier und Entdecker John Franklin damals in Klagenfurt für Aufsehen, sondern er kritisierte auch den „schädlichen Wettbewerbscharakter“ und teilte sein Preisgeld unter allen Teilnehmern auf.

Die Liebe zu den Außenseitern zieht sich wie ein roter Faden durch Sten Nadolnys Œuvre. Ob Ole Reuter, John Franklin oder der Taxifahrer Selim, der Protagonist aus dem dritten Roman „Selim oder die Gabe der Rede“ (1990): Diese singulären Figuren beziehen ihre

Typizität und ihren Glanz aus ihren unkonventionellen Verhaltensweisen und ihre geradezu sezierende Beobachtungsgabe.

Die späteren Werke – „Ein Gott der Frechheit“ (1994), die unter dem Titel „Er oder Ich“ (1999) erschienene zweite Bahnfahrt Reuters und der dokumentarische „Ullsteinroman“ (2003) – reichten nicht mehr an die Fabulierlust und den Erzählstrom der frühen Jahre heran. Mit seinen beiden zuletzt erschienenen Romanen „Weitlings Sommerfrische“ (2012) und „Das Glück des Zauberers“ (2017) hat Nadolny noch einmal an die Virtuosität und die Experimentierfreudigkeit der frühen Jahre anknüpfen können.

„Das Leben ist zu kostbar, um es mit Anpassung zu verschwenden“, heißt es in dem Roman „Selim oder die Gabe der Rede“. Angepasst waren weder die Romane Nadolnys noch deren Protagonisten.

Der Name der Toten

Assoziative Selbstbefragung: Milena Busquets' „Meine verlorene Freundin“

Von Peter Mohr

Welch furioser, aber auch beklammerender Romaneinstieg: „Gema ist für mich immer der Name einer Toten gewesen. Oder nicht immer, aber seit gut dreißig Jahren, und das ist fast dasselbe. Sie starb mit fünfzehn. Zwei Jahre später starb mein Vater.“ Die 50-jährige Autorin Milena Busquets nimmt einen thematischen Faden aus ihrem Bestseller „Auch das wird vergehen“ (2016) wieder auf. Hier wie dort geht es um den Verlust eines nahestehenden Menschen, um Trauer und Erinnerung. Im Erstling war es die autofiktionale Aufarbeitung des Todes der Mutter, der renommierten Autorin und Verlegerin Esther Tusquets, die 2012 gestorben ist. Nun geht es um den Tod der einstigen Mitschülerin Gema, die im Alter von 15 Jahren den Kampf gegen die Leukämie verloren hat.

Schon nach wenigen Seiten des trotz des traurigen Inhalts sehr flott und kurzweilig erzählten Romans stellt sich die Frage: Geht es hier wirklich um den fast 30 Jahre zurückliegenden Tod der Mitschülerin? Oder betreibt die Ich-Erzählerin, eine Mittvierzigerin, die sich als Übersetzerin einen Namen gemacht hat und zur intellektuellen Schickeria Barcelonas gehört, eine versteckte Selbstbefragung und ein verzwicktes Spiel mit der subjektiven Komponente von Erinnerungen.

Irgendwann zu Beginn der Schulferien landet die Protagonistin in einem Restaurant, das einst Gemas Eltern gehört hatte und in dem gemeinsam Kindergeburtstage gefeiert wurden. Bei der Hauptfigur setzen Erinnerungen ein, sie kontaktiert damalige Mitschülerinnen und ist im Rückblick verwundert darüber, wie schnell man nach Gemas Tod wieder zum Alltag übergegangen ist.

Die Recherche wird intensiviert: Google wird zu Rate gezogen, Klassenfotos und Traueranzeigen gesichtet, und es folgt ein Besuch in der alten Schule. Je mehr sie nachfragt, umso mehr Zweifel mischen sich in die eigenen Erinnerungen. Was war wirklich mit ihrer letzten Begegnung auf dem Schulhof, nachdem Gema zuvor wegen ihrer Krankheit einige Wochen im Unterricht gefehlt hatte.

Dieser Roman handelt nicht nur von den verschwommenen Jugenderinnerungen, sondern auch vom Hier und Jetzt einer selbstbewussten Frau in den besten Jahren, die mit leichter Hand über Mode, Männer, Job und Moral philosophiert und von leichten Anflügen einer Midlife-Crisis heimgesucht wird. Dazu passt es dann, dass auch die Beziehung zu ihrem Partner Bruno mehr als kompliziert ist.

Wie schon in ihrem Vorgängerwerk über den Tod der Mutter versteht es Milena Busquets vorzüglich, die Atmosphäre von Orten einzufangen und sie vor dem Auge des Lesers spürbar werden zu lassen. War es vor sechs Jahren die Abgeschiedenheit des Künstlerdorfes Cadaques, ist es nun die pulsierende katalanische Metropole Barcelona, deren Sommerhitze in den Ramblas, deren Geschäftigkeit und kulturelle Vielfalt als Hintergrundmelodie mitschwingt.

Milena Busquets erzählt in „Meine verlorene Freundin“ mit ganz viel Augenzwinkern und Selbstironie, gibt aber ihrer Protagonistin auch eine gehörige Portion Narzissmus mit auf den Weg. Ein Roman über verblasste Erinnerungen und deren kaum nachprüfbarer Qualität, über Tod und Trauer und den nicht greifbaren Faktor Zeit. Die „verlorene“ Freundin bleibt am Ende eine Fremde, ihr Tod fungiert lediglich als Initialzündung für eine assoziative Selbstbefragung.

■ Milena Busquets: Meine verlorene Freundin. Roman. Aus dem Spanischen von Svenja Becker. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 137 Seiten, 22 Euro.

Zwei Mädchen unter dem Vulkan

Der Debütroman „So forsch, so furchtlos“ von Andrea Abreu ist so schroff wie sein Titel

Von Günter Keil

Das spanische „Granta“-Magazin kürte Andrea Abreu im vergangenen Jahr zu einer der besten jungen spanischsprachigen Romanautorinnen. Grund dafür dürfte vor allem das Romandebüt der 26-jährigen Journalistin sein. Es erschien 2019, wurde mit



Andrea Abreu: So forsch, so furchtlos. Aus dem Spanischen von Christiane Quandt. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2022, 192 Seiten, 20 Euro.

positiven Kritiken überhäuft, in inzwischen 19 Ländern veröffentlicht und liegt nun auch auf Deutsch vor.

Andrea Abreus Roman „So forsch, so furchtlos“ zeigt in höchst origineller Sprache eine unbekannt Welt hinter der bekannten. Die Handlung spielt im Sommer auf Teneriffa. Doch dort, wo die junge Ich-Erzählerin dieses tragikomischen Romans wohnt, ist es trist und grau. „Ich spürte schon diese unendliche Erschöpfung, die Traurigkeit der tief hängenden Wolken über unseren Köpfen“, notiert das Mädchen aus einem heruntergekommenen Bergdorf unterhalb des Vulkans. Touristen verirren sich fast nie dorthin; die Bewohner sind arm und oft arbeitslos, sie schufteten als Putzfrauen in den Hotels oder als Handwerker auf dem Bau.

Der Strand ist weit weg, fast drei Stunden zu Fuß, und das Einzige, was der namenlosen Erzählerin in dieser Tristesse Spaß macht, ist, mit Isora Zeit zu verbringen. Isora fungiert als die beste Freundin, als eine, die alles ausprobiert, alles riskiert, und eine, der es egal ist, ob sie eine Tracht Prügel von ihrer Oma kriegt oder nicht, eine, die zu schnell futtert und zu laut lacht und sehr viel erbricht. „Sie kotzt wie eine Katze“, schreibt das andere Mädchen durchaus verständnisvoll, denn Isora und sie selbst wollen dünn sein, so wie die Schauspielerinnen und

Models im Fernsehen und im Internet. Doch nichts in diesem Dorf entspricht dem scheinbaren Glamour der großen weiten Welt. Die Mädchen besitzen nicht einmal ein Handy, und sie begleiten sich abends gegenseitig nach Hause.

Andrea Abreu lässt ihre Hauptfigur einfach drauflos plappern und plaudern. Sie erzählt offen davon, wie sie mit Isora über Kartoffelfelder rennt, mit kaputten Puppen Telenovelas nachspielt, Petersilie von fremden Beeten klaut und mit Schimpfwörtern herumwirft.

Das Mädchen erzählt auch, was es daheim zu essen gibt – etwa gegrillte Ananas mit Koriandersoße oder Hühnerflügel mit Salzkartoffeln. Indirekt fängt die Autorin somit auch die Kultur des Dorfes ein, sie beschreibt die Bräuche der Bewohner und die seltsamen Gestalten im Straßenfestkomitee. Stets aus der Perspektive der Mädchen, die sich oft laut und wild benehmen, hinter deren Lebenshunger und Provokationen jedoch eine tiefe Traurigkeit steckt. Und eine innige Freundschaft, vielleicht sogar Liebe. An einer Stelle



Andrea Abreu.

Foto: © Álex de la Torre

notiert die Erzählerin all jene Dinge, die sie an Isora mag: ihren Pigmentfleck auf der Pobacke etwa und den Duft ihres Haars nach gerösteten Mandeln und süßem Brot.

Obwohl die Sprache in diesem Werk schroff und herb mit zahllosen Flüchen daherkommt, transportiert sie Zärtlichkeit und Zuneigung. Andrea Abreu überrascht mit einer unvergleichlichen, unverstellten Prosa, die ebenso forsch und furchtlos wirkt wie der Titel des Buches. Teneriffa, mal ganz anders.